

Zur Architektur und Baumeisterfrage von St. Magdalena zu Fürstenfeldbruck

Von Michael Andreas Schmid M. A.

Die alte Pfarrkirche von Fürstenfeldbruck oder wie man zur Zeit ihrer Erbauung sagte von »Bruck«, St. Magdalena, hat in der altbayerischen Architekturge-schichte bislang keine große Beachtung gefunden, viel-mehr kam sie meist nur im Kontext anderer Bauten als Anmerkung vor. Obwohl einiges zur Baugeschichte aus den Archivalien bekannt ist (s. u.), fehlt gewis-sermaßen das Kernstück einer kunstgeschichtlichen Betrachtung, der Name des Baumeisters. Bis vor kur-zem standen sich eine bereits 1941 veröffentlichte Zu-schreibung von Norbert Lieb,¹ der Konstantin Pader – den Baumeister so bekannter Bauten wie Maria Birn-baum, Westerndorf bei Aibling oder Niederschönen-feld – vorschlug, sowie eine vorsichtige Zuweisung der Brucker Kirche an den Bernrieder Baumeister Caspar Feichtmayr seitens von Bernhard Schütz² gegenüber. Seitdem haben beide Vorschläge Anhänger gefunden,³ doch ließen die Vergleichsmöglichkeiten mit gesicher-ten Bauten der beiden Architekten Fragen offen. Wenn aber aus den Archivalien keine Hinweise zu gewinnen sind, rückt der Vergleich als wichtigste kunsthistorische Methode nach. Danach soll auch im folgenden Auf-satz verfahren werden. Den Anstoß für die neuerliche Beschäftigung bietet eine Fußnote an versteckter Stelle, die m. E. den Schlüssel zur Lösung der Meisterfrage von St. Magdalena enthält. Peter Jahn⁴ hat in seiner Magisterarbeit über die Klosterkirche in Benedikt-beuern zahlreiche Bauten zum Vergleich herangezogen, darunter auch die Brucker Pfarrkirche. Seine wichtigen Erkenntnisse sollen hier weiter ausgebaut und veran-schaulicht werden, da es die Architektur von St. Mag-dalena verdient, etwas ausführlicher als nur in Fußno-ten besprochen zu werden. Auch in meinem eigenen Artikel für den Katalog der Barockausstellung im Stadtmuseum Fürstenfeldbruck ließ der Platz kaum mehr zu als eine Zusammenfassung der neuen Erkennt-nisse.⁵ Da die Pfarr- und Ausstattungsgeschichte von St. Magdalena mehrfach schon Gegenstand von Aufsätzen war,⁶ sollen diese Aspekte nur insoweit hier angerissen werden, als sie direkt mit der Architektur zu tun haben.

St. Magdalena um 1670

Wie auch in anderen vergleichbaren Fällen hatte die Tatsache, dass der Markt Bruck erst relativ spät im Mit-telalter entstanden war, zur Folge, dass die beiden Kir-chen von Bruck noch um 1670 Filialen einer Pfarrei waren, deren Dorf bis heute ein Weiler geblieben ist: Pfaffing.⁷ Im Zuge des Neubaus von St. Magdalena gelang es 1675, der bisherigen Filialkirche de facto die meisten Rechte einer Pfarrkirche zuzugestehen.⁸ Es fällt ganz allgemein auf, wie ungemein schwierig eine offi-zielle Erhebung zur Pfarrkirche vor dem 19. Jahrhun-dert war. Auch in Bruck folgte der letzte rechtliche Schritt erst mit der Versetzung des Taufsteins nach St. Magdalena 1818.⁹

Zurück in die Zeit kurz vor dem Neubau: Im Gegen-satz zu St. Leonhard, der zweiten Filialkirche in Bruck, die mitsamt der Pfarrei Pfaffing ebenfalls Kloster Für-stenfeld unterstellt war, liegt die Baugeschichte des Vor-gängerbaus von St. Magdalena teilweise im Dunkeln. Während nämlich für St. Leonhard eine Weihe 1440 überliefert ist, was hervorragend zur kunsthistorischen Datierung des erhaltenen Baus passt, fehlen entspre-chende Daten für die Magdalenenkirche. Man darf mit einiger Sicherheit davon ausgehen, dass jene durch einen Ablassbrief von 1286 begünstigte Kapelle nicht ohne erhebliche spätere Ausbaumaßnahmen (wenn nicht gar einen zwischenzeitlichen Neubau) bis ins 17. Jahrhundert überdauert hat. Neben einem weiteren Ablass von 1338¹⁰ sprechen schon allein die Stiftungen verschiedener Messen, die vielleicht die Errichtung von Seitenaltären (oder gar Kapellenanbauten?) begünstigt haben, für die Annahme mehrerer baulicher Verände-rungen. In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts (also zur Bauzeit von St. Leonhard) wurde offenbar eher wenig für St. Magdalena getan, da ein Sammelbrief von 1464 nicht nur zugunsten von Ausstattungsstücken ausgestellt war, sondern auch von Bauschäden spricht.¹¹ Der einzige bauliche Zeuge, der vom Vorgängerbau noch bis 1964 stand, war das Turmuntergeschoss der heutigen Kirche.¹² Die eigentliche Kirche war – wie im Mittelalter gar nicht anders möglich – mit dem Chor-raum geostet, stand also im rechten Winkel zur heuti-gen parallel zur Amper. Über ihr Aussehen wissen wir fast nichts.

Ein Bauplan um 1672

Clemens Böhne¹³ ließ sich von einem erhaltenen Bau-plan für St. Magdalena zu einer Rekonstruktion des Grundrisses der Vorgängerkirche verleiten, die gründ-lich missglückt ist: Vorweg ist zu erwähnen, dass der großformatige Grundriss¹⁴ für den Neubau nicht der Ausführungsplan zum heutigen Bauwerk ist.

Am Rand dieses Planes ist ein Annex zu sehen, der mit »alter Cor« bezeichnet ist. An der Westseite des (geplanten) neuen Chors weisen Unregelmäßigkeiten darauf hin, dass es sich hierin um die alte Westfront handeln dürfte, die folglich (aus Kostengründen) inte-griert werden sollte. Böhnes Rekonstruktion der Kir-chengrundrisse zueinander vergrößert nicht nur die Fläche der alten Kirche, die knapp zwei Drittel der heu-tigen betragen haben könnte (wenn nicht auch darin Ungenauigkeiten im Plan liegen), sondern regularisiert den Grundriss weiter, so dass ein völlig ungotisches Resultat herauskommt: Eine Saalkirche, deren nichtein-gezogener Chor segmentbogenförmig schließt. Solche Bauten waren allenfalls um 1800 im Allgäu denkbar, nie jedoch im Mittelalter. Schon allein daran zeigt sich, wie vorsichtig man mit den Angaben in diesem Plan sein sollte. Tatsächlich wird man sich eine konventionelle



Fürstenfeldbruck, St. Magdalena: Fenster am Chorscheitel. Foto: Autor

spätgotische Landkirche vorstellen dürfen, deren Chor leicht eingezogen war, polygonal schloss und mit einem Rippengewölbe überdeckt war. Ob auch das Langhaus (wie in St. Leonhard) gewölbt war oder wie z. B. St. Willibald bei Jesenwang eine Holzdecke besaß, muss offen bleiben.

Alexander Zeh wies bereits darauf hin, dass der Plan in seinen zahlreichen Ungereimtheiten auf einen Laien als Verfertiger hindeutet.¹⁵ Im Schiff des geplanten Neubaus werden auf der einen Seite Wandpfeiler angegeben, auf der anderen werden diese als überdimensionierte Strebepfeiler in gleicher Tiefe nach außen versetzt. Dort, wo Widerlager aber besonders wichtig wären, nämlich am Chor, der nahe an der Amper liegt, gibt es nichts dergleichen. Der alte Chor wird in einer Weise angeschlossen, dass man sich fragen könnte, ob nicht der Planzeichner diesen als Kapelle in den Neubau übernehmen wollte. Gebaut könnte man sich diese Kirche so nicht vorstellen, vor allem nicht gewölbt!

Es scheint denkbar, dass der damalige Kassier der Rosenkranzbruderschaft, die den Neubau weitgehend finanzierte (s. u.), Hans Weiß, selbst diesen ersten Plan als Gesprächsgrundlage zeichnete. Interessant ist daran die Angabe der Fensterform, die sich der Autor (wie auch tatsächlich gebaut) als »Krumperfenster« dachte: Diese Form, ein Hochrechteck mit leicht eingezogenen Halbkreisen oben und unten, war seit der frühbarocken Weilheimer Pfarrkirche zu einer Modeform in der Kirchenarchitektur des 17. Jahrhunderts geworden. Der

Name rührt von dem bekannten Bildhauer-Architekten aus Weilheim her.

Ein Kurzüberblick zur weiteren Baugeschichte

Entscheidend für den Neubau und dessen Gestalt war die Rosenkranzbruderschaft, die schon bald nach ihrer Gründung 1642 enormen Zulauf verzeichnen konnte. Man kann zwar annehmen, dass auch die Brucker Kirche unter dem 30jährigen Krieg gelitten hatte, bauliche Maßnahmen also notwendig waren, doch dürfte besonders der Platzbedarf¹⁶ der Bruderschaft ausschlaggebend für einen kompletten Neubau gewesen sein. Unter Leitung des damaligen Pfarrvikars und nachmaligen Abtes von Fürstenfeld, Balduin Helm, gelang es, die notwendigen Genehmigungen einzuholen und das nötigste Geld für den Rohbau zu organisieren.¹⁷ Auch wenn die Grundsteinlegung 1673 vom Fürstenfelder Abt Martin Dallmayr vollzogen wurde, so ließ doch das Kloster die Brucker beim Bau ihrer Kirche im Stich. Während Balduin Helm gewissermaßen seine Generalprobe zum späteren Klosterbau absolvierte, galt das Interesse des Abts ganz der Wiederbesiedlung von Waldsassen.¹⁸

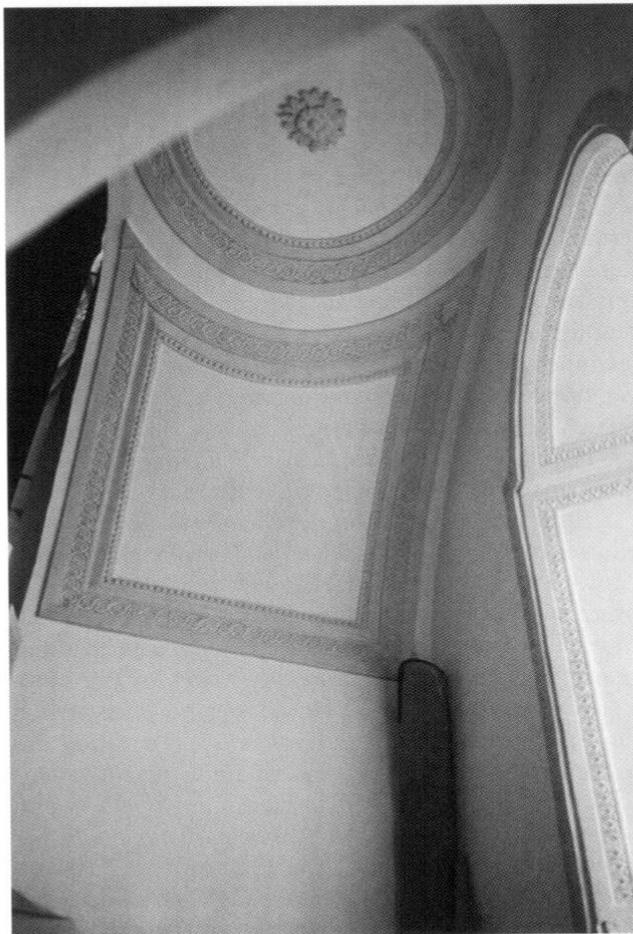
Bereits am 13. Oktober 1675 wurde St. Magdalena geweiht. Für Irritationen sorgte eine Nachricht, die zuerst 1877 bei Groß veröffentlicht, später aber immer unvollständig abgeschrieben wurde: Groß berichtet, dass ihm der damalige Bürgermeister Miller mitgeteilt habe, dass am Gewölbeschlußstein ein Brett eingemauert war, auf dem zu lesen stand: »Michael Chrazer. Palhier von Landspergg, 1679, dem Werke Glück«.¹⁹ Die späteren Erwähnungen beschränken sich darauf, dass ein Schlußstein mit o. g. Inschrift vorhanden sei. Groß berichtet aber vom Hörensagen, dass dieses Brett eingemauert war. Das kann nur bedeuten, dass es sich im Chorgewölbe befand, das 1859 wegen akuter Bauauffälligkeit abgebrochen werden musste. Somit kann man auch nicht mehr überprüfen,²⁰ ob das Datum »1679« auch stimmt, oder ob nicht ein Lesefehler aus einer »75« eine »79« gemacht hat. Das würde nämlich bedeuten, dass St. Magdalena bei der Weihe noch ohne Gewölbe dastand. Es wäre ein eigenartiger Aufwand, Gerüste für die Weihe abzubauen, um sie bald darauf für die Wölbung neu zu errichten. Ganz auszuschließen ist das nicht, aber doch eher unwahrscheinlich. Mit Michael Krazer erfahren wir zwar den Bauführer, barock als »Palier« bezeichnet, doch nützt uns dieser Landsberger Maurer für eine Zuschreibung der Architektur nicht weiter.

Unter den folgenden Renovierungen ist jene von 1764 besonders wichtig, weil sie am stärksten in das Erscheinungsbild der Kirche eingriff: Neben einer völligen Neudekorierung der Decke nach anderem Gliederungsschema mit Rocaillestick und Fresken wurden auch die Fenster umgebaut, besonders am Chor (s. u.). Während im Laufe des 19. Jahrhunderts ein Großteil der mobilen Ausstattung ausgetauscht wurde, blieben die Eingriffe in die Architektur mit Ausnahme der Erneuerung des baufälligen Chorgewölbes (in alter Form) gering.²¹ Wichtiger waren die Maßnahmen unter Pfarrer Graßl, der 1912 sogar eine Erweiterung der Kirche (nach Norden oder durch Querarme) plante, die

dann aber nicht zustande kam. Dafür wurden die Nordemporen erweitert und an der Ostseite des Chores zwei kleine Zusatzratorien eingefügt. Am Außenbau wurden kleine Vorhäuser an den drei Eingängen in neubarocken Formen nach Entwürfen des Architekten J. Schott und die Sakramentskapelle angebaut.²² Der bereits erwähnte Neubau des Turmes 1965 hielt sich genau an die Gliederung des Vorgängers, ersetzte aber die Laternenzwiebel von 1875 – eine Seltenheit zu einer Zeit, die neugotische Spitzhelme liebte – durch eine Zwiebel nach dem Vorbild derjenigen, die Michael Wenings Stich überliefert.

Baubeschreibung von St. Magdalena

Die heutige Pfarrkirche steht etwas abseits vom Markt, was sicher auch in der Verbindung zum Friedhof seine Begründung hat. Es handelt sich um einen kompakten Kubus mit mächtiger Dachfläche, an den sich der kaum eingezogene, halbrunde Chor nach Süden anschließt. Die Anschlussstelle zum Chor wird auf der Ostseite durch den Turm und die Sakristeianbauten verschleiert. Diese Seite bietet heute das reichste Bild, da auf der marktzugewandten Seite der Turm etwas hinter dem hohen Dach verschwindet. Es dürfte auch an der Nähe zur Amper (Untergrund!) liegen, dass das Oktogongeschoss eher niedrig ausgefallen ist. Dennoch werden nur hier plastische Gliederungen gezeigt, die an den Mittelseiten aus einem Sockel, dem Hauptfeld mit gohrtem Rahmen für die Schallarkaden und einem oberen Streifen mit Okulus in einer Felderung bestehen. An den Schrägseiten leiten Sporne aus dem quadratischen Unterbau anstelle der Sockel ins Oktogon über. Die Gliederung der Kirche ist sonst einzig den Fenstern anvertraut, im Langhaus große Rundbogenfenster mit einem dicht oberhalb zugeordneten Blendokulus; am Chor Doppelstockfenster. Hier treten Lisenen als Gliederung hinzu. Die ursprüngliche Fenstergliederung am Chor hat sich am Chorscheitel (hinter dem Hochaltar) erhalten: Zwei Krumpfenster



St. Magdalena: Stuck hinter dem Hochaltar.

Foto: Autor

übereinander und ein Okulus knapp darüber. Es gibt keinen Zweifel, dass die auch im Stich von Wening überlieferte Anordnung vor 1764 an allen Chorfenstern so aussah.²³ Alle malerischen Elemente sind ansonsten am Außenbau der neubarocken Renovierung von 1913 zuzuschreiben. Allerdings gab es ursprünglich eine



St. Magdalena: Innenraum nach Süden.

Foto: Autor

Eckquaderung und Fensterfaschen, die in den Putz geritzt waren.²⁴

Im Inneren zeigt sich, was man außen allenfalls anhand der Breite erraten kann, dass es sich um eine Wandpfeilerkirche handelt. Dieser Typus erlebte in Süddeutschland in der Nachfolge der Jesuitenkirchen in München und Dillingen eine große Blüte, er war gewissermaßen der Standard bei größeren Kirchen.²⁵ Vorläufer im 15. Jahrhundert haben sich bereits die Idee zunutze gemacht, durch das Hereinziehen der statisch benötigten Strebe Pfeiler eine Reihe von Kapellen zu gewinnen. Erst im 17. Jahrhundert wurde dann der Wandpfeilersaal²⁶ zu einem dominierenden baukünstlerischen Thema. Die fünf Abseitenpaare sind nicht sehr tief bemessen, gerade so, dass ein kleiner Seitenaltar einigermaßen Platz hat. Der Chor ist etwas eingezogen und führt als Besonderheit die Pfeilerarkaden aus dem Schiff in insgesamt sieben Abseiten etwa gleicher Größe fort. Dazu kommen eingehängte Emporen, die die Abseiten auf etwas mehr als halber Höhe horizontal unterteilen. Stellt man sich nun die Chorfenster in der ursprünglichen Form vor, so ergab sich im Presbyterium ein reiches Bild. Neben einem baukünstlerisch günstigen Effekt, der Langhaus und Chor durch das Großmotiv der Pfeilerarkatur verklammert und dennoch den Chor durch die Emporen aufwertet, waren es zweifellos praktische Erwägungen, die zu dieser Lösung führten: Wenn an Festtagen zahlreiche zusätzliche Bruderschaftsmitglieder von auswärts kamen, fanden sie hier Platz.²⁷ Außerdem war eine statische Verstrebung zur Amper hin nur zu dringend notwendig, wie sich daran zeigt, dass auch dieses Pfeilermassiv eine Auswechslung des Gewölbes nicht verhindern konnte.

Passend zu den nicht sehr großen Abseiten sind auch die Stichkappen darüber nicht sehr dominant, sie schneiden wenig in die Halbtonne ein. Das Tonnengewölbe bleibt (trotz der Rokokogliederung) als Hauptelement deutlich spürbar. Durch den Verzicht auf einen segmentbogigen Zuschnitt der Tonne und die nahezu konzentrische Führung im Verhältnis zum Chorbogen entging St. Magdalena den in Bayern damals nicht selten gedrückten Proportionen, wie sie etwa die Weilheimer Stadtkirche zeigt. Die architektonische Konzeption weist also durchaus eine Großzügigkeit und Weite auf, an der die Gliederung keinen Anteil hat. Zwar hat die Rokokoumgestaltung Spuren verwischt, doch deuten auch Vergleiche darauf hin (s. u.), dass der Mangel an kraftvoller Gliederung nicht den Maßnahmen von 1764 anzulasten ist. Vielmehr dürfte St. Magdalena auch im früheren Zustand nie kräftige Gebälkköpfe oder Pilaster gehabt haben, die über den Wert einer Dekoration hinausgingen.

Der ursprüngliche Stuckdekor

Auch wenn die Bruderschaft durch knappe Geldmittel in der Ausgestaltung des Innenraumes sehr beschränkt war, so unterblieb eine Ausschmückung doch nicht ganz.²⁸ In der Achse hinter dem (erst 1688 aufgestellten) Hochaltar, wo ein Umbau der Fenster im Rokoko unterblieben ist, hat sich in den Quertonnen oberhalb und unterhalb der Empore ein identischer Stuckde-

kor des Frühbarock erhalten, also mit Sicherheit um 1674/75. Es handelt sich um Rahmenstück, dessen Gliederungsschema recht einfach ist: Ein Scheitelkreis, den zwei dreiseitig rechtwinklige Felder zangenähnlich einfassen. Zudem werden die Fenster von Zierleisten gerahmt. Der Reiz dieses flächigen Dekors besteht in den Detailformen der Rahmen: Kleine Rosetten werden wie von offenen Achtern in Reihung umschlossen. Die Verbindungsstellen der in Modeln gegossenen Leisten werden durch kleine Blättchen kaschiert, in der Mitte des Scheitelkreises befindet sich eine größere Rosette. Diese Stuckdekoration war wohl entweder identisch oder in Abwechslung mit einer einfachen Variation über alle Abseiten tonnen ausgebreitet. Man darf vermuten, dass in der Haupttonne und besonders im Chorgewölbe noch weitere Ornamente wie Puttenköpfchen oder ein IHS-Monogramm zur Rahmenfelderung dazukamen. Allzu reich dürfte der Dekor angesichts der Finanzlage der Auftraggeber aber wohl nicht ausgefallen sein, außerdem war der Kontrast zum schlichten Muster der Abseiten sicher nicht zu groß gewesen.

Der frühbarocke Stuck fällt unter den Bereich dessen, was Erwin Schalkhaußer 1957 als »Münchener Schule« bezeichnet hat, womit er allen Modelstück meint, der künstlerisch in der Nachfolge des höfischen Stucks etwa der Michaelskirche, der maximilianischen Residenz oder der Augustinerkirche steht.²⁹ Tatsächlich ist auch der Stuck von St. Magdalena eng verwandt mit den Schöpfungen zu Beginn des 17. Jahrhunderts. Ein Hauptmotiv, die »Achterkette«, weist aber auf eine konkretere Spur, nämlich zu den Mjesbacher/Schlierseer Stuckateuren.³⁰ Darin liegt auch ein äußerst wichtiger Hinweis auf die Herkunft des Baumeisters, da beide in dieser Zeit sehr oft »aus demselben Stall« stammten. Sieht man sich nun bei Stuckdekors um 1675 in Altbayern um,³¹ so fällt auf, dass ein überraschend großer Teil weitgehend ohne elementar-architektonische Elemente wie ausreichend dimensionierte Gebälkstücke und zugehörige Gurtbögen als Gliederung der Tonne und zur Jochtrennung auskommt. Sie folgen den schon früh in der Münchener Augustinerkirche oder in Beuerberg gewählten Prinzipien einer durchlaufenden Felderung.³² Ebenso wird man sich auch St. Magdalena vorstellen dürfen. Die Brucker Kirche ist mit ihrem ursprünglichen Stuck stilistisch noch ganz dem strengen Empfinden des Frühbarock verpflichtet, was sich schon wenige Jahre später spürbar wandeln sollte, wie beispielsweise der stark plastische, bereits hochbarocke Dekor im nahen Pfaffenhofen bei Jesenwang überdeutlich zeigt, ein Werk des Wessobrunner Hauptmeisters Johann Schmuzer.³³

Zur Baumeisterfrage

Wie anfangs erwähnt hat Peter Jahn über Stilvergleiche einen Vorschlag zur Baumeisterfrage der Brucker Kirche gemacht, der mir sehr überzeugend erscheint und den ich im Folgenden noch weiter ausführen möchte. Schon der Stuck deutet auf den Kreis der Miesbach-Schlierseer Baumeister und Stuckateure hin. Eine Gruppe gesicherter Bauten von einem der Hauptmeister, Georg/Jörg Zwerger, weist auch architekto-



Anzing: Pfarrkirche gegen Südost.

Foto: Autor



Markt Schwaben: Pfarrkirche gegen Südost.

Foto: Autor

nisch große Gemeinsamkeiten auf: Die Kirchen von Anzing und Markt Schwaben sind längst als Werke Georg Zwergers d. J. bekannt,³⁴ neuerdings ist auch die Kirche von Habach überzeugend seinem Werk zugeordnet worden.³⁵ Die aus Schliersee stammende Familie Zwinger taucht mit großer Regelmäßigkeit in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts in München als Hofmaler oder auf ähnlichen Posten auf. Auch für Architekten wie C. Pader waren sie mehrfach als Bauleiter und Stuckateure tätig.³⁶

Alle drei Kirchen sind Wandpfeilerkirchen mit ähnlichem Zuschnitt. Besonders gut mit St. Magdalena vergleichbar ist die relativ geringe Tiefe der Abseiten und die Art, wie die Stichkappen eher zaghaft in die dominierende Tonne einschneiden. Die Proportionen der Abseiten zum Saal entsprechen sich in den vier Kirchen ganz auffallend. Die Gemeinsamkeiten gehen jedoch weiter: In allen Kirchen wird die Pilasterordnung nicht architektonisch aufgefasst, sondern wie eine Dekoration eingesetzt. In Habach trägt sie gerade mal einen »Anstandsrest« eines Gebälks, in Anzing und Markt Schwaben nicht einmal das. Die Kirche in Habach fällt zuerst dadurch auf, dass hier Gurtbögen vorkommen. Darin ist sie scheinbar systematischer als die anderen. Sieht man sich näher um, fällt auf, dass diese Gurte im Chor fehlen und im Chorbogen zwei Kapitelle übereinander gestapelt sind. Prägend ist überall der fein ornamentierte Rahmenstuck, der in Habach und besonders Markt Schwaben reicher, in Anzing³⁷ strenger ausgefallen ist. Die Stuckdekoration in den Absei-

ten von letzterer entspricht relativ genau derjenigen, die sich in Bruck erhalten hat. Wahrscheinlich bietet der sparsamere Dekor von Anzing die beste Vorstellung davon, wie man sich St. Magdalena im Ursprungszustand vorstellen darf. Die finanziellen Schwierigkeiten und der Bestand lassen vermuten, dass in Bruck ursprünglich nicht viel an liebenswürdig dekorativem Figureschmuck³⁸ im Stuck vorhanden war, an dem man die Miesbacher leicht erkennen kann. Ansonsten variieren die drei erhaltenen Vergleichsbauten in den Details: Anzing weist die einfachste Fensterform auf, Markt Schwaben dagegen »Krumperfenster«; Habach zeigt schließlich diese Form mit Okuli darüber im Chor. In Habach tauchen dort, wo die Wölbungen diese Okuli innen nicht ermöglichen, nämlich im Schiff, dafür genau wie in Bruck außen Blendokuli auf. Eine alte Fotografie von St. Magdalena³⁹ zeigt eine weitere formale Analogie etwa zu Anzing, nämlich die ehemalige Portalrahmung mit Sprenggiebel. Im Werk von Wolfgang Zwinger, dem zweiten Hauptvertreter der Familie, fehlen entsprechend gute Vergleichsbeispiele. Die Pfarrkirche von Oberföhring spiegelt aber immerhin nicht nur im Stuck, sondern auch in den ungewöhnlichen Chorwandpfeilern (im Langhaus nur Pilaster!) eine verwandte Bauweise wider. Gemeinsam ist ihm auch die Miesbacher Formensprache im Stuck und das mangelnde Verständnis für den Sinn von Pilasterordnungen. Wie verbreitet diese Gestaltung von Raum und Dekor in dieser Zeit ist, erweist die Pfarrkirche in Kirchheim, einem Nachbarort von Anzing,

deren Architekt nicht bekannt ist: In den Proportionen, den seichten Abseiten, der dekorativen Verwendung von Ordnungen, der Fensterkombination aus Krumperfenster und Okulus, aber auch dem Rahmenstück erkennt man sofort einen Miesbacher/Schlierseer Baumeister. Details, die bei den Zwergers nicht vorkommen wie das Konsolgesims am Turm und Stuckdetails deuten aber auf den Baumeister der Kirchen in Finsing und Niederneuching, Hans Kogler, der nach Erding zugewandert war und eine regelrechte Bauschule begründete. Daran zeigt sich, dass lediglich die Zuordnung von St. Magdalena ins Umfeld der Zwergers mit großer Sicherheit angenommen werden kann. Beim vorgeschlagenen Namen Georg Zwergers d. J. bleibt eine gewisse Unsicherheit. Ein Problem stellt nämlich das Turm-oktagon dar, das in Anzing und Markt Schwaben unvergleichbar einfach, fast charakterlos ist. Dagegen finden sich am (späteren) Turm in Habach, wo die Außengliederung allgemein die größten Ähnlichkeiten zu Bruck zeigt, ähnliche Felder, außerdem das Motiv der kleinen Okuli in den oberen Feldern. Es scheint, dass die Miesbacher kein ausgeprägtes Turmschema hatten, ganz im Gegenteil zu Caspar Feichtmayr,⁴⁰ der gerade darin seine größten Stärken hatte. Trotz der Ähnlichkeiten, die aber nicht so deutlich sind, wie es unter den meisten seiner Türme der Fall ist, und trotz der Tatsache, dass es auch gute historische Gründe⁴¹ für ein Engagement des Bernrieders gegeben hätte, scheidet er als Baumeister von St. Magdalena wohl aus. Liebs Zuschreibung an Pader, die Schütz u. a. mit Verweisen auf Proportionen stichhaltig widerlegt, beruhte einzig auf dem Motiv der Choremporen, die Pader in seiner eigenartigen Deggendorfer Kirche einsetzte.⁴²

Interessanterweise steht die neue Zuschreibung an Zwergers gar nicht in allzu großem Widerspruch zu derjenigen an Pader, da die Baumeister mehrfach zusammengearbeitet haben, wie das prominente Beispiel Westerndorf erweist.⁴³

Miesbacher Spuren im Umfeld von Bruck

Eine direkte Nachfolgerin, wenn auch nicht im Typus, so doch in der Außengliederung, hat St. Magdalena in der heutigen Pfarrkirche von Schöngeising,⁴⁴ die damals auch Filiale von Pfaffing-Bruck war. Am Langhaus ist den Krumperfenstern jeweils ein Blendokulus zugeordnet. Da der Turm keine Rücksicht auf ältere Geschosse wie in Bruck nehmen musste, wurde dem Oktagon im Verhältnis mehr Platz zugemessen. Die Gliederung zitiert im unteren Oktagon die gohrte Felderung aus Bruck als Eintiefung, darüber wird derselbe Umriss plastisch als Rahmen um die Schallöffnungen gelegt. Trotz dieser Variation ist das Vorbild von St. Magdalena nicht zu übersehen. Die Zugehörigkeit zur selben Pfarrei wird in Schöngeising durch die Gliederungen bildlich vor Augen geführt.

Außer Schöngeising zeigt auch der Turm der Einsbacher Pfarrkirche deutliche motivische Anleihen an Bruck, die aber hier rein baukünstlerisch bedingt sein dürften.

Architektonisch finden sich sonst wenige Miesbacher Spuren im Amperland, wohl aber einige reiche Stuckdekorationen, von denen Lauterbach, Nannhofen und besonders Wiedenzhausen⁴⁵ genannt seien. Schwerer einzuordnen sind einfache Rahmendekorationen wie die von Wenigmünchen oder Pellheim. Sehr viel früher liegen jene in Dachau und Palzing.

Die Bauten der Zwergers zeigen durchaus räumliche Qualitäten; der stets zugehörige Stuckdekor und der unbekümmerte Umgang mit Gliederungselementen tragen aber nicht unwesentlich zu einem ländlichen Charakter bei, der sich von den feierlich strengen Gründungsbauten des bayerischen Barock wie den Jesuitenkirchen in München und Dillingen abhebt. Durch die Rokoko-Umgestaltung wandelte der Innenraum von St. Magdalena zu einem gewissen Grad seinen Charakter, dank der naiven Baldauf-Fresken blieb aber ein gewisser volkstümlicher Zug erhalten.



Habach: Pfarrkirche gegen Südost.
Foto: Autor

Literatur:

- Klaus Kraft*: Fürstenfeldbruck St. Magdalena (= Kleiner Kunstführer Nr. 1055). München/Zürich 1975.
St. Magdalena in Fürstenfeldbruck. Festschrift (hrsg. von *Birgitta Klemenz*). Fürstenfeldbruck 1993.
Peter H. Jahn: Zur Baugestalt der barocken Klosterkirche St. Benedikt in Benediktbeuern. Italienisches und Einheimisches in der altbayerischen Sakralarchitektur des 17. Jahrhunderts. In: OA 123 (1999) 75ff. (bes. S. 164).
Norbert Lieb: Münchener Barockbaumeister. München 1941 (bes. S. 59f. u. 63ff.).
Bernhard Schütz: Maria Birnbaum und ihre beiden Baumeister. Kiel 1974 (bes. S. 130f.).
Alexander Zeh: Zur Gesamtinstandsetzung der Stadtpfarrkirche St. Magdalena in Fürstenfeldbruck. In: Amperland 29 (1993) 132ff.

Fachworterklärungen:

Wandpfeilerkirche: Bautypus, der im 15. Jahrhundert seine Grundlagen hat. Dabei werden die Strebepfeiler nach innen gezogen, so dass Kapellen (Abseiten) entstehen; im 17. Jahrhundert in zahlreichen Nachfolgebauten der Jesuitenkirchen in München und Dillingen als monumentaler Saalbau mit Tonnengewölbe ausgeprägt.
Lisene: vertikal gliedernder Streifen, der im Gegensatz zum Pilaster kein Kapitell hat.
Blende: Scheingliederung, z. B. in Fenster- oder Arkadenform.
Okulus: Runde oder querovale Öffnung.
Ohrung: Ausladung einer Rahmenform als rechteckiges »Ohr«

Anmerkungen:

- ¹ *Norbert Lieb*: Münchener Barockbaumeister. München 1941, S. 59f.
² *Bernhard Schütz*: Maria Birnbaum und ihre beiden Baumeister. Kiel 1974, S. 130f.
³ Als Beispiele: (nach Lieb) *Klaus Kraft*: Fürstenfeldbruck. St. Magdalena (= Kleiner Kunstführer 1055). München/Zürich 1975, S. 4; Dehio Handbuch der Kunstdenkmäler – Oberbayern (1990), S. 331; Die Kunst- und Kulturdenkmäler in der Region München (West). München 1977, S. 240; (nach Schütz) *Alexander Zeh*: In: St. Magdalena in Fürstenfeldbruck. Festschrift. Fürstenfeldbruck 1993, S. 21.
⁴ *Peter H. Jahn*: Zur Baugestalt der barocken Klosterkirche St. Benedikt in Benediktbeuern. In: OA 123 (1999) 164, Anm. 210.
⁵ *Michael A. Schmid*: Kirchenführer (darunter St. Magdalena). In: Inszenierte Pracht. Barocke Kunst im Fürstentum Land. Katalog Fürstenfeldbruck/Regensburg 2000, S. 106.
⁶ Stellvertretend: *Clemens Böhne*: Von der Eigenkirche zur selbständigen Pfarrkirche. Aus der Baugeschichte der Pfarrkirche Fürstenfeldbruck. In: Amperland 8 (1972) 219 ff.; Peter Pfister: Die Anfänge der Pfarrei St. Magdalena in Bruck. In: Amperland 23 (1987) 403ff. u. 442ff.; *Birgitta Klemenz*: Ausstattung und frühere Restaurierungen der Pfarrkirche St. Magdalena in Fürstenfeldbruck. In: Amperland 29 (1993) 3ff.; Corpus der barocken Deckenmalerei in Deutschland (hrsg. von H. Bauer u. B. Rupprecht). Der Landkreis FFB (1995), S. 42ff. (mit weiterer älterer Literatur).
⁷ Vgl. dazu z. B. *Pfister* (1987) a. a. O.
⁸ *Pfister*, S. 445.
⁹ *Kraft*, S. 4.
¹⁰ *Pfister*, S. 405.
¹¹ *Pfister*, S. 406.
¹² *Böhne* (S. 220) hat wohl Recht mit der Annahme, dass zumindest der Turm nach ca. 1464 erbaut worden sein dürfte. Neben den Gliederungen, die der heutige (äußerlich kopierende) Nachbau von 1965 an den rechteckigen Geschossen zeigt, wies der Vorgänger (nach Aussage von Herrn Robert Weinzierl) im Untergeschoss ein spätgotisches Rippengewölbe auf.
¹³ *Böhne*, S. 220.
¹⁴ Ich danke Herrn Weinzierl für die leihweise Überlassung seiner Plankopie zur Vorbereitung des Aufsatzes. Eine Umzeichnung des Plans ist abgebildet bei *Alexander Zeh*: Zur Gesamtinstandsetzung der Stadtpfarrkirche St. Magdalena in Fürstenfeldbruck in: Amperland 29 (1993) 134 (dort auch Abb. einer Fotografie um 1900 und des Wening-Stichs).
¹⁵ *Alexander Zeh* in: FS St. Magdalena (1993), S. 21, Anm. 1.
¹⁶ Bereits 1644 zählte die Bruderschaft 1200 Mitglieder (*Böhne*, S. 221). Wenn man an Festgottesdienste denkt, wird der große Platzbedarf evident.
¹⁷ *Böhne*, S. 221f. Die Kosten für den Rohbau waren auf 6350 Gulden veranschlagt, die über Barschaften, Spenden an Geld und Material, aber auch Kredite gedeckt werden sollten. Die genauen Aufstellungen, v. a. aber die bei Böhne veröffentlichten Korrespondenzen sind lesenswert. Über die kunsthistorisch relevante Architektenfrage verlieren die Archivalien kein Wort.

- ¹⁸ Grundlegend dazu: *Birgitta Klemenz*: Das Zisterzienserkloster Fürstenfeld zur Zeit von Abt Martin Dallmayr 1640–1690. Weifenhorn 1997.
¹⁹ *Josef Groß*: Chronik von Fürstenfeldbruck. Fürstenfeldbruck 1877, S. 177. – Für den Hinweis auf die Erstnennung danke ich Herrn Robert Weinzierl.
²⁰ Bei einer Begehung des (originalen, wenn auch mangels ausreichender Festigkeit mehrfach nachgerüsteten) Dachstuhls berichtete mir der Messner, Herr Britzger, dass der Schlussstein wiederholt vergeblich gesucht wurde.
²¹ Zur Ausstattungsgeschichte siehe Klemenz (1993) a. a. O.
²² Ebd.
²³ Eigenartigerweise haben sich bei der letzten Außensanierung keine eindeutigen bauarchäologischen Beweise hierfür ergeben. Dennoch geht auch der damals leitende Architekt, Alexander Zeh (a. a. O.), davon aus, dass die ursprüngliche Anordnung der Fenstervergrößerung 1764 zum Opfer gefallen ist.
²⁴ *Kraft*, S. 10. Die Befunde überliefert die Chronik von Pfarrer Graßl. Ähnlich erhalten in Markt Schwaben.
²⁵ Einen umfassenden Überblick über die damalige Architektur (und damit auch die Wandpfeilerkirchen) bietet *Bernhard Schütz*: Die kirchliche Barockarchitektur in Altbayern und Oberschwaben 1580–1780. München 2000. Darin ist allerdings St. Magdalena nicht enthalten, was angesichts ihrer interessanten Chorlösung einerseits und der Informationsfülle in den Anmerkungen andererseits durchaus gerechtfertigt gewesen wäre. – Das populäre Werk von *Norbert Lieb*: Barockkirchen zwischen Donau und Alpen. München 1953 ist wegen seiner fast ausschließlichen Konzentration auf einige berühmte Großbauten in diesem Zusammenhang nicht gründlich genug.
²⁶ Neben dem neutralen Begriff »Wandpfeilerkirche« existiert der gleichwertige Begriff »Wandpfeilersaal«, der die Weiträumigkeit mit anklängen lässt. Abzulehnen ist der verwirrende Begriff »Wandpfeilerhalle«, da keine Hallenkirchen gemeint sind. Man sollte ihn besser für Kirchen wie die Münchener Frauenkirche reservieren, eine Hallenkirche mit Wandpfeilerkapellen. Diese untergeordneten Kapellen werden (nicht-liturgisch) auch als »Abseiten« bezeichnet. Zur Begriffsgeschichte vgl. auch *Jahn*, S. 157, Anm. 187.
²⁷ Nach Aussage von Herrn Britzger waren die Emporen noch bis zum Neubau des Turmes in Verwendung.
²⁸ Gelegentlich wird fälschlich behauptet, St. Magdalena sei fast 90 Jahre ohne Dekor gewesen: *Böhne*, a. a. O.; Corpus S. 42. Deckenfresken kamen um 1675 in Bayern nur in Ausnahmefällen vor.
²⁹ *E. Schalkhaußer*: Die Münchener Schule in der Stuckdekoration des 17. Jhs. In: OA 80 (1957) S. 3ff.
³⁰ *Jahn* (S. 164, Anm. 210) erkannte das Motiv als typisch für diese führende bayerische Stuckateurschule, es entspricht genau einem bei *Chr. Götz*: Die Miesbach-Schlierseeer Ornamentband. Schalkhaußer (S. 104ff.) schließt auch die Miesbacher und (frühen) Wessobrunner Stuckateure in seiner Arbeit ein, da sie künstlerisch noch eng an den Vorbildern aus München hängen.
³¹ Wie schon angeführt, müssen zum Vergleich heimische Arbeiten betrachtet werden, nicht jedoch italienische. Beispiele, die man sich ohne weiteres auf die Tonne von St. Magdalena projizieren könnte, sind die Dekors in Forstenried, Ramersdorf, Oberföhring oder etwa Anzing.
³² Dahinter steht nicht analytisch-architektonisches Denken wie es in St. Michael in München verwirklicht ist, sondern das dekorative Prinzip eines spätgotischen Netzrippengewölbes. Die altbayerische Architektur, wie sie auch St. Magdalena verkörpert, kontrastiert damit deutlich zu den wenig späteren Kirchen der Vorarlberger, die nie ohne angemessen proportionierte Gebälkstücke und zugehörige Gurte auskamen; vgl. dazu *Schütz* (2000), S. 35ff.; *Norbert Lieb*: Die Vorarlberger Barockbaumeister. München/Zürich 1976, S. 34ff.
³³ Vgl. *Schmid* in: Inszenierte Pracht, S. 128f. u. 139. – Trotz größter formaler Übereinstimmungen mit gesicherten Werken Johann Schmuzers hat sich *Eva Chr. Vollmer* (Rezension zu »Inszenierte Pracht« in: Lech-Isar Land 2000) der Angabe *H. Rohrmanns* (Die Wessobrunner des 17. Jhs. München 1999) angeschlossen, es handle sich um eine Arbeit Matthias Schmuzers von 1672. Dabei ist jenem aber offenbar eine Verwechslung mit Pfaffenhofen/Ilm unterlaufen, wo Matthias Schmuzer in diesem Jahr einen stilistisch völlig anderen Dekor schuf. – Zu den Zuschreibungen an J. Schmuzer vgl. *Michael A. Schmid*: Das Werk des Dachauer Stuckateurs Benedikt Heiß in Amperland. In: Amperland 36 (2000) 269, Anm. 3.
³⁴ Vgl. *O. Thoma*: Anzing Pfarr- und Wallfahrtskirche (Peda-Kunstführer). Passau 1989; *W. Kneißl*: Pfarrkirche St. Margarethe Markt Schwaben (= Kleiner Kunstführer Nr. 1325). München/Zürich 1981. – Hochinteressant ist die überlieferte Uneinigkeit im Ort

über den modernen Bautypus. Zu beiden Kirchen findet sich eine kurze Einordnung in die altbayerische Architektur um 1670 bei *H. G. Franz*: Dientzenhofer und Hausstätter. München/Zürich 1985, S. 39f.

- ³⁵ *A. Vecchiato*: Baugeschichte und Baumeister der ehemaligen Kollegatsstiftskirche St. Ulrich in Habach. In: Lech-Isar Land 1996, S. 137ff. Die Archivalien erwähnen einen Baumeister aus »Schlierß«.
- ³⁶ Vgl. *Norbert Lieb*: Münchener Barockbaumeister. München 1941, S. 63ff. – Leider herrscht bis heute keine Sicherheit über die einzelnen Mitglieder, da in der Familie die Unsitte bestand, stets dieselben Vornamen zu verwenden, meist Georg/Jörg, Hans und Wolfgang. Ergänzende Erkenntnisse zu den einzelnen Zwergers liefern Archivalienstudien bei *Götz*, S. 164ff.
- ³⁷ Hier war allerdings ein Münchener Schreiner namens Hörl am Entwurf beteiligt (Kf. S. 6f).
- ³⁸ *Schütz* (1974) charakterisiert ihn in Niederschönenfeld so, dass er an »kunstvolles schwäbisches Weihnachtsgebäck (erinnere)« (S. 94).
- ³⁹ Abb. in: Denkmäler in Bayern. Der Landkreis Fürstfeldbruck. München 1996, S. 65. Datierbar um 1900. Neben dem Seitenportal der Bauzeit ist erkennbar, dass das Hauptportal eine neuromanische Rahmung zeigte, also wohl ursprünglich (wie übrigens auch auf dem Urplan) gar nicht vorgesehen war.
- ⁴⁰ *Schütz* (1974, S. 130f.) hat Recht, dass das Brucker Oktogon am ehesten mit dessen reichen Turmgliederungen verwandt ist. Feichtmayr war zwar ein tüchtiger Bauunternehmer, seine eigenen Stärken beschränken sich jedoch weitgehend auf Turmbauten, in

Raumschöpfungen lag nicht gerade seine Stärke (*Jahn*, S. 218). Wandpfeilerkirchen fehlen außerdem in seinem Werk völlig.

- ⁴¹ *Schütz* (a. a. O.) führt an, dass Feichtmayrs (gescheitertes) Engagement für den Klosterbau in Waldsassen auf vorherige Tätigkeit schließen lässt. Zudem war er Taufpate der Kinder von Georg Dallmayr, dem Bernrieder Bruder des Fürstfelder Abts (*Jahn*, S. 221).
- ⁴² *Lieb* a. a. O.; *Schütz* (2000, S. 65) selbst bezeichnet Deggendorf als »merkwürdig plump proportioniert.«
- ⁴³ *Jahn*, S. 164, Anm. 210. Auch in der Formensprache, etwa der Fensterkombination, gibt es Gemeinsames.
- ⁴⁴ *F. Kohl*: Pfarrkirche Johannes d. T. in Schöngesing. Schöngesing 1991. – Ab 1683 wurde die Kirche, ab 1698 der Turm neu erbaut. Wie in Bruck sind zwar Baukosten, nicht aber der Architekt bekannt.
- ⁴⁵ *Schalkhauser* (S. 104ff.) erkannte bereits die Zugehörigkeit zur Miesbacher Gruppe, vielleicht sogar der Zwergers. Die von *Karl Kosel* (in: *Hugo Schnell*: Lexikon der Wessobrunner. München/Zürich 1988, S. 264) betonte Ähnlichkeit zu Maria Birnbaum, einem Werk des Wessobrunners Matthias Schmuze, liegt nur in gewissen Motiven begründet, die ihre Erklärung im Entwurf Paders findet, der in beiden Orten vorlag. Der flächige, im Figürlichen volkstümliche Charakter des Stucks spricht deutlich für Miesbacher wie die Zwergers, die mit Pader ebenfalls zusammenarbeiteten, nicht aber für den plastischer arbeitenden M. Schmuze.

Anschrift des Verfassers:

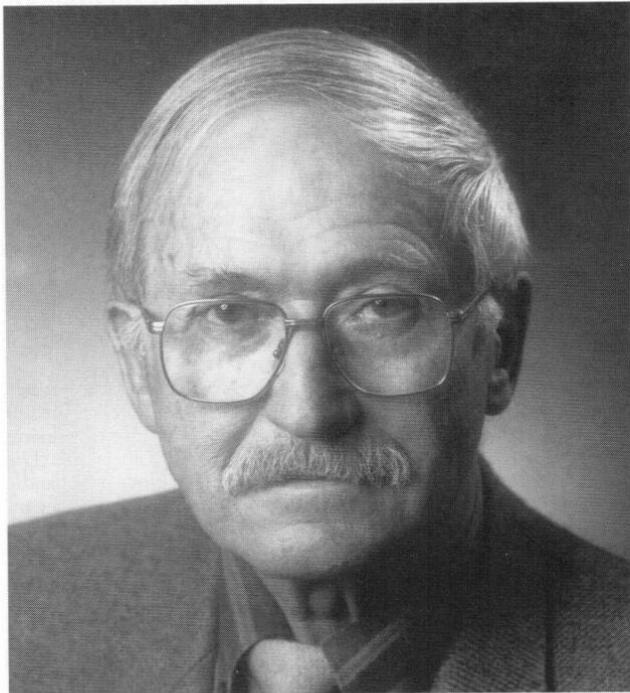
Michael Andreas Schmid M. A., Allinger Str. 107, 82178 Puchheim

Dr. Alois Kammermeier zum 75. Geburtstag

Arzt, Volkskundler, Naturschützer und Landwirt

Von Prof. Dr. Wilhelm Liebhart M. A.

Am 1. April 2001 konnte Dr. Alois Kammermeier in Ebersbach bei Weichs, Landkreis Dachau, seinen 75. Geburtstag begehen. Der Jubilar erblickte am 1. April 1926 als Sohn einer Gutsbesitzersfamilie in Buch, Gemeinde Hohenthann, unweit von Landshut das Licht der Welt. Die ländliche Welt sollte ihn sein



Dr. Alois Kammermeier.

Foto: Privat

Leben lang prägen, auch wenn er beruflich einen anderen Weg einschlug. Nach der Volksschule in Klähäm besuchte Kammermeier die Realschule in Pfarrkirchen und die Oberrealschule in Landshut. Die Schule schloss er mit dem kriegsbedingten Notabitur ab. Als Flakhelfer in Nürnberg und als Soldat in Belgien machte und erlebte er das Kriegsende 1944/1945 mit. Nach dem Zusammenbruch studierte er in München Medizin. 1959 ließ er sich als Facharzt für Frauenheilkunde und Geburtshilfe in der Landeshauptstadt nieder. Die Praxis führte er bis 1990. In diesem Jahr zog Kammermeier nach Ebersbach im Landkreis Dachau, um sich ganz seinen Neigungen als Hobbyviehzüchter, Naturschützer und Taubenhausforscher widmen zu können.

1987 war im AMPERLAND sein Beitrag »Der Taubenkobel in Nordwest-Oberbayern« erschienen. Zu diesem Thema hatte er bereits 1978 ein Buch veröffentlicht, das auf ein damals langsam, aber sicher verschwindendes Phänomen der Volkskunst aufmerksam machte! Ihm ist es zu verdanken, dass sich dieser Trend verlangsamte, ja sogar umkehrte. Für den Landkreis Dachau ermittelte er 57, für Freising 27, für Fürstfeldbruck nur mehr 5 und für Pfaffenhofen 27 Taubenkobel (Stand jeweils 1987). Sein Taubenhausarchiv registriert mittlerweile über 3500 Taubenhäuser in Deutschland.

Kammermeier wurde auch als vielseitiger Sammler etwa von Kröninger Hafnergeschirr bekannt. Seine Sammlung zeigt das Vilsbiburger Heimatmuseum. Dem Landkreis Dachau schenkte er ein privates »Bauernhausmuseum« in Ebersbach. Er führte drei